

Rez. Popovska-Taborska

Sonderdruck aus

**Zeitschrift für
Ostmitteleuropa-
Forschung**

Neue Folge der
Zeitschrift für Ostforschung

45. Jahrgang 1996, Heft 4

Im Auftrag des Herder-Instituts e.V.
herausgegeben von

Stefan Hartmann, Berlin
Jörg K. Hoensch, Saarbrücken
Winfried Irgang, Marburg
Bernhart Jähnig, Berlin
Eduard Mühle, Marburg
Gert von Pistohlkors, Göttingen
Roderich Schmidt, Marburg
Hugo Weczerka, Marburg

Besprechungen und Anzeigen

Hanna Popowska-Taborska: *Wczesne dzieje Słowian w świetle ich języka.* [Frühe Geschichte der Slawen im Licht ihrer Sprache.] Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wydawnictwo. Wrocław, Warszawa, Kraków 1991. 174 S., engl. Zufass.

Fast zeitgleich mit der anzuzeigenden Studie ist in Amerika eine ganz ähnliche Untersuchung erschienen: Z. Gołąb: *The Origins of the Slavs. A Linguistic's View*, Columbus (Ohio) 1992. Das Problem der Frühgeschichte der Slawen scheint nach wie vor zu neuen Versuchen zu reizen, was nicht zuletzt daran liegen mag, daß die Materialbasis in letzter Zeit verbreitert werden konnte.

Das Buch der polnischen Sprachwissenschaftlerin enthält eine kurze Einleitung (S. 5), in der sie auf ihre grundsätzlich skeptische Haltung hinweist und betont, daß es sich in erster Linie um eine sich an sprachlichen Fakten orientierende Untersuchung handelt. In einem ersten Teil wird dann die „innere Geschichte“ sprachlicher Untersuchungen zur Frage der Ethnogenese der Slawen vorgestellt (S. 6–21). In einem zweiten Teil (S. 22–35) werden Vorstellungen der Sprachwissenschaft in Konfrontation mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen anhand der Untersuchungen von T. Lehr-Splawski, K. Jadźdzewski, J. Czekanowski, W. Hensel, G. Labuda, K. Godłowski, H. Lowmiański, W. Mańczak und anderen umrissen.

Der dritte Teil des Bandes ist der Problematik hydronymischer Untersuchungen gewidmet. Ausgehend von der bekannten Erscheinung, daß gerade die Namen der Gewässer besonders zäh sind und die alten Besiedlungsverhältnisse auch bei Einsickern einer neuen Bevölkerung im wesentlichen bewahren, wird der Wert dieser Aussagen von der Autorin aber schon bald relativiert, ja bedeutend abgeschwächt: Es gebe so viele verschiedene Etymologien für einen Namen, daß es kaum möglich sei, gesicherte Erkenntnisse zu gewinnen. Auch die an und für sich zu begrüßende Untersuchung der suffixalen Bestandteile der Gewässernamen (V. N. Toporov, O. N. Trubačev, M. Vasmer) habe zu keinem wesentlichen Erkenntniszuwachs und zu keiner durchgreifenden Neuorientierung geführt. Dies ist ein Punkt, der so nicht akzeptiert werden kann: Es ist von elementarer Bedeutung, ob ein Gewässername in Polen als Ableitungsbasis ein im Slawischen noch bewahrtes Element enthält und mit einem noch im (Ur)slawischen bekannten Suffix gebildet ist oder ob dieses im Slawischen nie produktiv war. Dadurch können vorslawische von slawischen Namen getrennt werden.

Ähnliches gilt für die alteuropäische Hydronymie H. Krahes und W. P. Schmidts, zu der die Autorin auf den S. 43ff. Stellung nimmt. Dabei wird fälschlich angenommen, daß das Gebiet der slawischen Heimat nur dort gefunden werden könne, wo es keine vorslawischen Namen gebe. Dieser Denkfehler ist dahingehend zu korrigieren, daß auch das Slawische (wie das Germanische und andere indogermanische Sprachen) notwendigerweise eine Entwicklung aus einem indogermanisch-alteuropäischen Substrat hin zu einer Einzelsprache durchgemacht haben muß.

Das 4. Kapitel der Untersuchung ist slawischen Ethnonymen und Anthroponymen gewidmet (S. 49–72), darunter den Namen der *Neuren*, *Silingi*, *Budinoi*, *Weneter/Wenden*, natürlich auch der *Slawen*, der *Serben* und *Sorben*, *Kroaten*, *Dregovičen*, *Krivičen* und anderer. Wer sich länger mit Problemen von Gewässer-, Siedlungs-, Personen- und Flurnamen befaßt hat, weiß, wie schwierig gerade die Ethnonyme zu erklären sind und daß davon abhängende Aussagen für die Frühgeschichte der Völker heiß umstritten sind.

Im 5. Abschnitt werden phonetische Differenzen der Slawia auf ihre Aussagemöglichkeit für die Frühgeschichte erörtert, der 6. Abschnitt diskutiert Aussagemöglichkeiten

der Lexik (S. 92–120). Die Autorin weist mit Recht auf Differenzen innerhalb der Slawia hin (z. B. auf die Besonderheit, daß Teile der südslawischen Sprachen in sich unterschiedliche Appellativa aufweisen). Aber auch in diesem Abschnitt ist die Toponymie vernachlässigt worden. Die Verbindung Lexik–Onomastik ist nicht nur für die Erklärung der Ortsnamen von Bedeutung, sondern auch für die Geschichte der Wörter.

Das 7. und letzte Kapitel müßte der Chronologie entsprechend eigentlich am Anfang des Buches stehen: Es geht um die vorhistorischen Etappen der Geschichte der Slawen (S. 121–144), um die Einteilung in „Centum-“ und „Satem-“Sprachen, die ursprüngliche Lage einer baltisch-slawisch-germanischen Sprachgemeinschaft, die slawisch-iranischen Beziehungen, die Kontakte mit dem Germanischen.

In der Zusammenfassung (S. 145 f.) erläutert P.-T. ihre skeptische Haltung: Keine der bisher vorgebrachten Theorien habe sie letztlich überzeugt, und aufgrund sprachlicher Kriterien könne ihrer Meinung nach nicht auf vorhistorische nichtsprachliche Fakten rückgeschlossen werden. Wir sind nach Meinung der Autorin nicht in der Lage, die alten Wohnsitze der Slawen zu lokalisieren, weder mit hydronymischen Untersuchungen noch mit Hilfe der slawischen Ethnonyme oder der botanischen oder zoologischen Terminologie. Auch lexikalische Fakten helfen nicht weiter. Wir wüßten, daß Slawen seit dem 6. Jh. die Bühne der Weltgeschichte betreten, daß phonetische und morphologische Eigentümlichkeiten für ein außergewöhnlich einheitliches Urslawisch sprechen (andererseits gab es bereits damals auch bedeutsame Differenzen in der Lexik); das plötzliche Auftreten der Slawen spreche ferner für eine „demographische Explosion“, die letztlich zur Besiedlung großer Räume führte.

Die thesenartig formulierten Schlußfolgerungen zeigen die Gründe für das viel zu negativ gefärbte Schlußplädoyer auf. Sie liegen nach meiner Meinung in einer eindeutigen Unterschätzung der Onomastik und der mit Hilfe der Untersuchung der Namen bereits geklärten Punkte. Im einzelnen sind es:

a) Die mutmaßliche Lage der alten slawischen Siedlungsgebiete kann auch mit Hilfe von botanischen, zoologischen und lexikalischen Fakten eingengt werden, sofern diese im Namenschatz nachweisbar sind: Eine slawische Urheimat muß möglichst alle der alten Bezeichnungen enthalten.

b) Aus der bekannten Tatsache, daß sich die slawischen Sprachen sogar heute noch recht nahe stehen, darf mit Recht gefolgert werden, daß die Keimzelle des Slawischen relativ klein gewesen sein muß. Die aus der Untersuchung slawischer Gewässerbezeichnungen und davon abgeleiteter Namen festgestellte Konzentration in einem relativ kleinen Gebiet am Nordhang der Karpaten und die daraus vom Rezensenten gezogene Folgerung, daß die Keimzelle des Slawischen eben dort gelegen haben müsse, ist von P.-T. (und anderen) deshalb abgelehnt worden, weil es zu klein sei; ein Widerspruch in sich.

c) Weiterhin wurde gegen das sich aus namenkundlichen Erwägungen herauskristallisierende Gebiet auch von der Autorin des vorliegenden Buches argumentiert, aus so einer kleinen Keimzelle hätte sich unmöglich die Besiedlung riesiger Räume ergeben können. Allerdings spricht sie an anderer Stelle (S. 146) selbst von einer demographischen Explosion slawischer Stämme!

d) Die Annahme einer gemeinsamen balto-slawischen Entwicklung läßt sich hydronymisch in keiner Weiser rechtfertigen.

e) Die Gemeinsamkeiten zwischen Slawen, Germanen und Italikern können auch auf Grund der bisherigen Untersuchung der geographischen Namen nur als ererbt betrachtet werden, als Folge von Nachbarschaftsbeziehungen scheiden sie aus.

Nach der Pannonien-These Trubačevs hat Gołąb das obere Don-Gebiet als Heimat slawischer Stämme ausmachen wollen. Nimmt man noch die letzten Arbeiten Schelesnikers hinzu, so wäre die südöstliche Ukraine zu favorisieren. P.-T. sieht überhaupt keine Lösungsmöglichkeit. Man fragt sich, warum man nicht dort nach Slawischem sucht,

wo es die Toponymie anbietet: im Raum zwischen Pripjet' und Karpaten sowie Dnjepr und unterer Weichsel. Hier finden sich alle slawischen Namen, die man sich nur wünschen kann. Ich sehe keinen Grund, dieses Gebiet gegen andere Territorien auszutauschen oder, wie die Vf. in meint, anzunehmen, es sei mit Hilfe hydronymischer Untersuchungen unmöglich, ein entsprechendes Gebiet überhaupt ermitteln zu können.

Sieboldshausen b. Göttingen

Jürgen Udolph

Joachim Zdrenka: *Polityka zagraniczna książąt szczecińskich w latach 1295–1411.* [Die Außenpolitik der Stettiner Herzöge in den Jahren 1295–1411.] Verlag Polskie Towarzystwo Historyczne, Oddział w Słupsku – Stowarzyszenie Społeczno-Kulturalne „Pobrzeże“ w Słupsku. Słupsk 1987. 313 S., 1 Stammtaf., 1 Kartenskizze.

Mit dem vorzustellenden Buch legt der Vf. seine von Kazimierz Jasiński betreute Doktorarbeit vor. Diese hat sich zum Ziel gesetzt, die auswärtigen Beziehungen des bei der Landesteilung von 1295 entstandenen (Teil-)Herzogtums Pommern-Stettin nachzuzeichnen; den zeitlichen Endpunkt setzt das Jahr des 1. Thorner Friedens. Unter Auswertung einer stattlichen Menge von gedruckten Quellen und von – überwiegend deutschen – wissenschaftlichen Abhandlungen sowie von archivalischem Schriftgut ist dem Vf. eine an Einzelheiten reiche Darstellung gelungen. Hinsichtlich der gedruckten Quellen und der Sekundärliteratur war offenbar Vollständigkeit erstrebt. Ob alle aufgeführten Archivalien auch wirklich eingesehen worden sind, wird nicht deutlich, insbesondere scheint der Zweifel hinsichtlich bereits edierter und dennoch – entgegen sonstigem Brauch – außer mit dem Druck auch mit Lagerort und Signatur genannter Archivalien sowie hinsichtlich des im Vorpommerschen Landesarchiv Greifswald verwahrten archivalischen Schriftguts berechtigt (die Aussage auf S. 6 stärkt den Zweifel).

Der Einleitung (S. 5–17), in der Quellen und Literatur vorgestellt werden, folgen fünf Kapitel: „Von der Entstehung des Herzogtums bis zum Aussterben der brandenburgischen Askanier (1295–1319)“ (S. 20–59), „Im Zeitraum der Kämpfe mit den Wittelsbachern um die politische Unabhängigkeit des Herzogtums und in den ersten Jahren des Friedens mit Brandenburg (1320/1323 – bis ungefähr 1347)“ (S. 60–136), „Vom Erscheinen des brandenburgischen Falschen Waldemar bis zur Übernahme der Mark durch die Luxemburger (1348–1373)“ (S. 137–188), „Vom Jahre 1374 bis zur Zeit der Erwerbung der Neumark durch den Deutschen Orden im Jahre 1402“ (S. 189–244), „Am Vorabend des Krieges zwischen Polen und dem Deutschen Orden (1403–1410)“ (S. 245–277) und eine abschließende Zusammenfassung (S. 278–287). Der Vf. geht innerhalb der Kapitel erzählend vor, wobei die quellenmäßige Grundlage auch in der Art der Darstellung stets überaus deutlich durchscheint. Das hat den Vorteil, daß Behauptungen meist leicht nachprüfbar sind, hat freilich die nachteilige Folge, daß die Darstellung, eine Aneinanderreihung von Ereignissen, mehr als spröde ist. Da eine unter die Kapiteleinteilung greifende Untergliederung fehlt und weder ein Personen- noch ein Ortsnamenindex vorhanden ist, ist das Buch für den, der Antwort auf Bestimmtes sucht, schwer zu benutzen.

Nacherzählung des Buchinhaltes erübrigt sich. Daß die Politik der Herzöge im Spätmittelalter weitgehend durch das Verhältnis zu dem mächtigen und dann – nach 1319 – gar nicht mehr so mächtigen Brandenburg bestimmt war, daß die Beziehungen zu den mecklenburgischen Herrschaften (z.B. wegen der den Wolgaster Vettern zufallenden rügischen Erbschaft), zum Deutschordensstaat, zu Polen und zu Dänemark und natürlich zur Reichsspitze (vor allem unter Karl IV. und Wenzel) das Wesentliche der auswärtigen Beziehungen der Stettiner Herzöge ausmachten, weiß der Leser dieser Zeitschrift ohnehin. Es sei stattdessen auf Fragwürdiges hingewiesen, das in der Art des Umgangs des Vfs. mit gängigen Einstellungen und Wertungen sowie – was mit Einstellungen zu